



Der Wagnermeister

Für meinen Vater

Unvergessen ist sein Erscheinungsbild, wie er stand und zuhörte, wenn man etwas zu besprechen hatte: gross, hager, von harter Arbeit leicht gebückt, aber immer noch seh-nig, handfest und standfest. An kräftigen Schultern hingen zwei lange Arme wie auf-gehängte Werkzeuge. Nervige Finger an einer durch Griffe gestahlten Hand. Aus einem wohlgeformten Kopf mit gepflegtem Schnurrbart und gescheiteltem Haar blickten zwei blaue Augen bedächtig auf Menschen und Dinge. Vergleichbar mit seinem Blick waren seine Bewegungen: bedächtig, ohne Hast, dafür genau und immer auf den nächsten Zweck gerichtet. Sein anspruchsvolles Handwerk bestimmte sein Wesen, wie sein We-sen dessen Ausübung bestimmte. Er war durch und durch Wagenbauer. Er konzipierte und konstruierte alle Arten von Wagen für die Landwirtschaft, aber auch elegante Pro-menierfahrzeuge wie Breaks Bockwagen und Rennschlitten. Der Wagenbau ist vielleicht das geschichtstrachtigste technische Gewerbe in unserem Kulturkreis. Darüber bekam er seinem Lehrmeister ein Buch, das er verschlang und ihn beseelte. Er war ein Mensch, der an die Würde und Bedeutung überlieferter Werte glaubte.

Sein Vater war Storenwagner, der von Bauernhof hausierte, um den Bauern ihre Wagen und Geräte zu warten und zu reparieren. Von ihm erbte er den Beruf als Wagner. Erlernen wollte er ihn nicht von ihm. Er wollte eine Lehre mit Lehrplan, gesetzlichem Lehrabschluss und Diplom. Diese begann er als Funfzehnjahriger bei einem bekannten Wagenbauer mit moderner Werkstätte im Waadtland, wo er zugleich Französisch lernen konnte.

Nach der Lehre mit dem Diplom in der Tasche, konzipierte er seine Existenz. Zunächst half er drei Jahre lang seinem alternden Vater. Storenwagner wie dieser wollte er selber nicht werden. Er wollte, dass die Bauern zu ihm kämen und nicht er zu ihnen musste. Mit erspartem und geliehenem Geld mietete er einen halben Teil eines alemannisch gebauten Doppelhauses für Gewerbe. Dazu gehörte eine Wohnung mit zusätzlichen drei Kammern für Gesellen und Lehrlinge. Sein Vater hinterliess ihm als brauchbaren Nachlass nur Hand-werkzeug. Aber er brauchte für sein Arbeitsprogramm als Kleinunternehmer Maschinen: Bandsäge, Kreissäge, Hobelmaschine, Kehlmaschine, Bohrmaschine, Drehbank und Ket-tenstemmer. Zur Beschaffung liess er sich Zeit. Es war die Entwicklungsphase, in welcher das technische Gewerbe immer industrieller wurde und in grosser Anzahl gebrauchte, aber noch einwandfrei funktionierende Maschinen und Apparate unter ihrem Wert ver-kaufte wurden. Diesen Trend nutzte er umsichtig und feilschend. Für die Anordnung in der Werkstatt machte er einen bis ins Detail durchdachten Funktionsplan. Für die Montage engagierte er einen ihm bekannten Mechaniker. Den anderen Teil des Doppelhauses mie-tete zu gleicher Zeit ein Wagenschmied, mit dem er eine Vereinbarung zur Zusammenar-beit getroffen hatte, welche bis zu seinem Ruhestand anhielt.

In dieses Jahr des Aufbruchs fiel seine Heirat mit der Tochter eines Kleinbauers. Sie war ganz nach seinem Geschmack: hübsch, intelligent, gefühlvoll, einen Kopf kleiner als er und ein wenig rundlich. Zum letzteren hatte er eine Neigung, es war für ihn das bevorzugte Prädikat für Weiblichkeit. Er war 23, sie 18 Jahre alt. Sie liebten einander wie „Knab und Röslein auf der Weide“ in Goethes schönstem Gedicht.

Bis hierher war sein Leben ereignisreich und glücklich und ging noch einige Jahre so weiter. Die Wagnerei hatte gute und einträgliche Aufträge mit steigendem Umsatz, sodass es sich für ihn lohnte, eine eigene Sägerei zu errichten. Die Konstruktion eines Wagens stellt an das gesägte Rohholz hohe qualitative Anforderungen. Damit war er nicht immer zufrieden. Mit einer eigenen Sägerei ersparte er sich viel Ärger und Geld. Das war sein letztes Unternehmen im Glück. Dann versagte sein guter Stern. Seine geliebte Frau starb unerwartet an einem Nierenversagen. Sie hinterliess drei Knaben und einen ratlosen Vater. Dieser hatte von einem Tag auf den andern ein Leben vor sich, dem er nicht gewachsen war. Hinter seinem sachlichen Unternehmergeist verbarg sich nicht ein oberflächlicher Vitalist, sondern eine ins Tiefe gerichtete verletzte Seele. Er erlebte den Verlust eines geliebten Menschen, welcher das Du seines eigenen Menschseins geworden war, in einer paulinischen Dimension: Sein Leben war nur noch „tönendes Erz“ und „klingende Schelle“ - Verlust der lebenden Liebe. Damit wurde er für den Rest seines Lebens nie fertig. Einen Monat nach der Beerdigung befürchtete seine jüngere Schwester, welche Primarlehrerin und eine begabte Pädagogin war, die lähmende Schwermut ihres älteren Bruders könnte – im klinischen Sinne – seinen Geist ernsthaft beschädigen. Sie überredete ihn, in ein bekanntes Pflegeheim einzutreten, welches vom Schicksal heimgesuchte Menschen aufnahm und auf deren Behandlung spezialisiert war. Dort verbrachte er acht Monate und kam zurück als immer noch aufrechter aber im Grunde gebrochener Mann. Die Familiären und Bekannten, die ihn nach seiner Rückkehr empfingen, begrüßte er wortlos und mit gedanklicher Absenz. Phänomenal war, dass er sofort wieder arbeitete. Darauf angesprochen, murmelte er „was sonst?“. Auf einem der langen Hobelbänke waren die maschinenfertigen Bestandteile für vier grosse Räder für einen Erntewagen aufgestapelt: vier Naben in Nussbaum, 48 Speichen in Esche, 24 Felgensegmente in Buche. Bei diesem Anblick verschwand für Minuten die traurige Absenz in seinem Blick. Er fixierte ein Speichenholz, spannte es in die Hobelbankzange, ergriff vom Werkzeugbrett ein breites Ziehmesser und begann den nächsten Arbeitsgang, welcher darin besteht, den rechtwinkligen Querschnitt des gehobelten Speichenholzes vom Nabenzapfen her allmählich in einen elliptischen Querschnitt bis zum Felgenzapfen zu schneiden. Die Gesellen und der Lehrling stellten fest: Die Meisterhand hat seine Trauer überlebt. Eine handwerklich anspruchsvolle Arbeitsphase wie diese erfordert eine sichere Kopf-und-Hand-Synergie. Er rundete Speiche um Speiche. Aber um die Werkstatt und den Betrieb mochte er sich nicht kümmern. Das mutete pathologisch an.

Er hatte noch drei Wagneresellen und einen Lehrling im letzten Lehrjahr. Sie waren seine Rettung. Sie nötigten ihn zu Sachfragen, denen er nicht ausweichen konnte. Sie machten, was das Pflegeheim nicht durfte. Sie bedrängten ihn mit der Mahnung, seine Pflicht als Meister wieder aufzunehmen. Deshalb, weil er ihnen das schuldig sei, nachdem sie während seiner Abwesenheit sein Lebenswerk, die Wagenbauwerkstatt, durch erhöhten Einsatz in Eigenregie vor der Stilllegung wegen Kundenverlust gerettet hätten. Sie sagten es so, wie Handwerker so etwas sagen: unpathetisch aber unausweichlich. Da hatte er

keine Wahl mehr. Sie trafen in seiner Sprache seine Gesinnung. Sie waren Verwandte im Geist. Zu Tränen gerührt, drückte er jedem die Hand und war wieder ihr Meister.

Es wäre schön gewesen, wenn sein Stern ihm auch so treu geblieben wäre wie seine Mitarbeiter. Das war nicht der Fall. Sein Schlafzimmer war dreissig Meter von der Dorfstrasse entfernt. Dort fuhren jeden Morgen zwischen fünf und sechs Uhr die Graswagen der benachbarten Bauernhöfe vorbei. Die Fahrgeräusche der schweren Wagen waren jeden Morgen sein Wecker. Er war Frühaufsteher wie die Bauern und erhob sich zu gleicher Stunde vom halbleeren Ehebett. Seit einigen Tagen versagte dieses System, weil die Wagengeräusche ausblieben und er um sieben Uhr feststellen musste, dass er verschlafen hatte. Er ärgerte und fragte sich, warum er sich verschlief. Eine Ahnung erschreckte ihn. Er hatte von einem Kollegen gehört, dass neuerdings Garagisten den Bauern Fahrgestelle von Schrottautos samt Rädern mit Pneubereifung zu Schleuderpreisen verkauften. Die Bauern machten darauf mit Tannenbrettern selber eine Tragfläche und hatten einen Wagen, der brauchbar war und wegen den Pneurädern geräuschlos fuhr. Er erinnerte sich blitzartig an dieses Gespräch mit dem Meisterkollegen und verstand nicht, warum er das alles erst jetzt wahrnahm.

Das war der Anfang einer neuen grossen Belastung. Er und seine ganze Branche wurden das Opfer einer unaufhaltbaren technischen und wirtschaftlichen Entwicklung. Das Auto verdrängte den Pferdewagen. Dieser Trend beschleunigte sich enorm und so total, dass es spätestens bis Ende der Fünfzigerjahre des letzten Jahrhunderts kaum noch Wagnereien gab. Auch er musste aufgeben, aber nur den Wagenbau, nicht die Werkstatt. Zu Letzterem war er schon zu zähe geworden. Die Bauern kamen weiterhin für Reparaturen und Werkzeuge wie Heugabeln, Melkstühle, Axthalme, Hammerstiele und dergleichen vorbei. Das machte er nicht ungern, aber für die Erhaltung des Betriebes mit Angestellten reichte es nicht.

Schweren Herzens bat er seine Mitarbeiter, sich nach einer anderen Stelle oder Tätigkeit umzuschauen. Eine formale Kündigung machte er nicht, er liess ihnen Zeit. Nach einem Jahr war er ganz allein in der grossen Werkstatt und der Sägerei. Er wusste sich zu helfen. Die Sägerei, welche bisher allein für die eigene Versorgung mit Werkholz gebraucht wurde, funktionierte er um in eine kleine Handelssägerei. Er kaufte den Bauern und Waldbesitzern gefällte Baumstämme ab, sägte sie in genormten Brett- und Balkenmassen und verkaufte sie an Betriebe des Holzgewerbes, hauptsächlich an Schreinereien und Zimmereien.

Ein letztes Problem, das ihm am Herzen lag, war sein jüngster Sohn, der auch Wagner werden wollte und sich darauf eingestellt hatte, dereinst den Betrieb zu übernehmen. Ihm riet er, anstatt Wagner Schreiner zu werden. Er suchte ihm eine Lehrstelle und unglückliche dreieinhalb Jahre und verliess danach auf die Stunde genau den Ort wie ein entlassener Sträfling. Sein Lehrmeister war weniger ein Meister des Fachs als ein Meister der Ausbeutung. Ein Lehrling war für ihn eine billige Arbeitskraft und die Ausbildung war einklagbar schlecht und schikanös. Nach einer diesbezüglichen Bemerkung, die sich der Lehrling erlaubte, schikanierte er diesen bei jeder Gelegenheit und jeden Tag. Er schikanierte ihn sogar in seiner Freizeit, was er deshalb konnte, weil der Lehrling auch in seinem Haus wohnte, wie es damals üblich war. So war er ihm rund um die Uhr ausgeliefert. Den

Lehrvertrag kündigen, was er wollte, lehnte der Vater ab, weil schwer bis unmöglich sei, nach einer gekündigten Lehrstelle eine neue zu finden. – Der Sohn hatte ein anderes Naturell als sein Vater, aber etwas gemeinsam: eine latente Rebellionsbereitschaft gegen Unrecht. Mit einem Gradunterschied. Beim Vater war sie bedächtig wie alles an ihm. Beim Sohn konnte sie sich steigern bis in die Nähe von Michael Kohlhaas. Genau das geschah am Tag seiner Abreise vom „gesichtslosen Kaff“ mit Einwohnern, welche sich sozialistisch glaubten, im Grunde aber devote Echos eines Industriemagnaten waren, welcher sie mit „Umgangskultur“ bei Laune zu halten verstand. So äusserte sich der abgehende Lehrling gegenüber Bekannten, die wie er am Bahnhof auf den Zug warteten, mit dem Nachsatz: „So ist auch mein gewesener Lehrmeister.“ Mit Tiraden wie dieser löste er bei denen, die ihn kannten und ihm zuhörten, bedrohliche Empörung aus. Das liess kalt, was diese Leute von ihm hielten, war ihm so egal wie einem Hund der Kirchturm. Er verabschiedete sich ohne einen einzigen Händedruck mit einem Mischgefühl von Bitterkeit und Aufbruchsstimmung. – Lassen wir ihm seine verständliche Wut. Er ist nicht uneinsichtig und wird eines Tages erkennen, dass das Menschsein mehrheitlich kontrovers praktiziert wird. Das ist nicht nur falsch, denn in ihm muss man sich bewähren. Rebellion ist nötig, aber nicht genug.

Wilhelm Münger, aus dem Buch „Unter dem guten Stern“